

VERGISSMEINNICHT

Sie sitzt am Küchentisch und starrt ins Blaue. Vor dem Fenster zarte Blüten. Vergissmeinnicht. Für ihn gepflanzt. Er ist gegangen, heißt es. Der Dorftratsch ist gehässig. Hat sich wie ein tollwütiger Hund in sie verbissen. Er habe sie verlassen, sie nicht mehr ertragen. Sei geflüchtet. Das will sie nicht glauben. Nicht nach fast dreißig Ehejahren. Da dreht keiner sich einfach so um und geht. Und ganz sicher nicht er. Dafür ist er zu bequem.

„Meine Schlapfen, meinen Schlafrock und dich. Mehr brauch ich nicht zum Glück.“ Furchtbar ist er ihr damit auf die Nerven gegangen. Wie das halt ist, wenn man eine so lange Zeit miteinander verbracht hat. Da kennt man jede Eigenart, jeden Traum, jede Falte des anderen. Da ist man miteinander verwoben, so dicht, dass eine Trennung nicht einmal denkbar ist. Da beginnt einer einen Satz und der andere führt ihn zu Ende. Da sind fast keine Worte mehr nötig. Viel zu sagen gibt es ohnehin nicht. Meist genügt ein Blick, ein Nicken, ein Murmeln. Die Zeit der Gespräche ist lange vorüber. Früher haben sie sich halbe Nächte um die Ohren geschlagen, geredet, geredet, geredet. „Mein Schatz, du bist so klug, wie du hübsch bist“, hat er damals oft gesagt. Mein Schatz. Das hat sie seit Ewigkeiten nicht mehr gehört. Jetzt nennt er sie beim Namen. Mit den Haaren sind ihm auch die Koseworte ausgegangen.

Zweimal war sie auf der Polizei. Hat eine Vermisstenanzeige aufgegeben. Ruft jeden Tag an und kann doch nichts ausrichten. Sie weiß, dass ihre Angst, dass sie nicht ernst genommen wird. Im Wirtshaus ist sie Gesprächsthema. Für Schenkelklopfer, Rippenstöße und Witze gut. Neid schwingt mit, Neid auf ihn, der ihren Fängen entkommen ist, der es geschafft hat. Der nicht so wie die anderen hier festsitzt.

Eine Fliege knallt gegen das Fenster. Wieder und wieder. Reißt sie aus ihrer Erstarrung. Weg vom Blauen. Sie macht das Fenster auf, lässt die Fliege hinaus, Mittagshitze herein. Zu heiß war es ihm in letzter Zeit. „Mach die Fenster zu!“, hat er befohlen. Düster und stickig war es im Haus. Seit er fort ist, lässt sie Fenster und Türen fast immer offen. Nur in der Nacht schließt sie die Haustüre. Das gehört sich so. Angst hat sie keine. Das Dorf ist klein, vielleicht hundert Menschen leben hier. Ein

Dorf der Alten ist es. So tief im Waldviertel, dass es die Wochenendler noch nicht entdeckt haben. Eiskalte Einöde im Winter, in Hitze erstarrte Einsamkeit im Sommer. Die Jahreszeiten erlebbar. Kein Ineinander-Überfließen wie in der Stadt.

Vor sechs Tagen hat sie ihn das letzte Mal gesehen. Sie hat sich für die Nacht fertig gemacht. Er hat ihr einen flüchtigen Kuss gegeben, Schlaf gut gesagt, ist in sein Zimmer gegangen. Seine Sachen sind unberührt. Nichts fehlt. Seine Lesebrille am Beistelltisch neben dem Lehnstuhl, als wäre er eben erst aufgestanden. Die Hausschuhe beim Bett, sein Bademantel am Haken an der Türe, auf dem Nachtkästchen ein aufgeschlagenes Buch. Sie setzt sich auf sein Bett, nimmt das Buch, fährt mit dem Finger die Zeilen entlang. Fühlt die Glätte des Papiers. Sie schließt die Augen.

Für sie ist Liebe Zusammenhalt. Auch, gerade in schlechten Zeiten. Er ist ihre große, ihre einzige Liebe. Sie hatte auf ein Kind gehofft. Ihr Körper hat ihr diesen Wunsch verwehrt. Hat sie im Stich gelassen, ihr ihre Weiblichkeit streitig gemacht. Er ist bei ihr geblieben. Hat ihr die Treue gehalten, den Kinderwunsch gemeinsam mit ihr zu Grabe getragen. Das hat sie ihm nicht vergessen. Auch nicht, als sie vor einigen Jahren erfahren hat, dass er einen Sohn hat. Im Nachbarort.

Gerüchte gab es schon lange. Getuschel, beredte Blicke, Andeutungen. Sie hat sie abgetan, kennt die Bösartigkeit des Dorfklatsches. Das Gerede hörte nicht auf. Beweise kamen später. Schock, Wut, Enttäuschung, Trauer. Keine Konfrontation. Gesprochen haben sie nie darüber.

Sie steht vom Bett auf. Schwerfällig. Sie ist alt, verbraucht, verlassen. Vor ihrem inneren Auge blitzt es blau auf. Es wird Zeit. Auch heute wird sie das Beet erweitern, Vergissmeinnicht pflanzen. Das Blaue gibt ihr Kraft. Tröstet. erinnert sie daran, in seinen Armen einzuschlafen. Ohr an Herz. Rhythmische Schläge. Gleichmäßig, vorhersehbar.

Er fehlt ihr schon so lange. Der Mann, den sie liebt, den gibt es seit Jahren nicht mehr. Ein Fremder hat seinen Platz eingenommen. Ein vertrauter Fremder, mit, neben dem sie lebt. Einer, mit dem sie nichts gemein hat als viele Jahre im selben Haus, im selben Leben. Alltag und Festtage, Tage, Wochen, Jahre. Schuldgefühle, Gewohnheit? Sie weiß nicht, warum sie geblieben ist.

Die Mutter seines Sohnes ist verwitwet. Vor ein paar Wochen hat ihren Mann der Schlag getroffen. Beim Frühstück. Ein Schluck Kaffee, ein Bissen Brot, und aus. Ihr wurde es beim Fleischhauer erzählt. Sensationslüstern, voyeuristisch, eifrig darauf bedacht ihre Reaktion, die der Gehörnten, nicht zu verpassen. Sie hat sich beherrscht. Wollte sich keine Blöße geben, sich dem Klatsch nicht zum Fraß vorwerfen, den letzten, allerletzten Rest Würde bewahren. Als Kinderlose ist sie ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Mütter und Großmütter. Ist im strengen Urteil der Tradition keine richtige Frau.

Er hat sich bewiesen. Der Betrug wird nicht gutgeheißen, aber toleriert. Fruchtbarkeit bedeutet Überleben. Tief hat sich die Angst vor Missernten ins kollektive Gedächtnis gegraben. Kinder sind eine Garantie. Auch wenn sie, kaum erwachsen, das Dorf, die Eltern, die Gemeinschaft zurücklassen. Ins Leben fliehen. Die Wurzeln kappen, die Herkunft abzustreifen versuchen. Sich selten zurück verirren, fremde Wesen aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt.

Leben und Sterben sind hier eins. Der Tod ist Teil der Gemeinschaft. Keine Faszination, keine Furcht. Sie hat keine Angst um ihn. Vage Besorgnis, Verlorenheit, Wut. Aber Angst?

Ihr Rücken bringt sie um. Sie richtet sich auf, die Hand ins Kreuz gedrückt. Die Vergissmeinnicht gehen ihr aus. Morgen wird sie neue besorgen.

Das Blaue wächst sich zum Meer aus.

© Nicole Makarewicz